

Graz: „DER FLIEGENDE HOLLÄNDER“ Premiere am 18.3.2007

Der unorthodoxe Opernregisseur Peter Konwitschny, der während der Intendanz von Gerhard Brunner mit sechs Inszenierungen in Graz einen bleibenden Eindruck hinterlassen hat, tauchte nun im wahrsten Sinne des Wortes unter Jörg Koßdorff wieder an der Mur auf. Und zwar mit dem *Fliegenden Holländer* von Richard Wagner, der zuvor als Koproduktion schon am Bolschoi-Theater Moskau und an der Bayerischen Staatsoper München gezeigt worden war. Dieses Auftauchen ging überraschenderweise zunächst in ganz und gar konventionellen Bahnen vor sich. Man sieht im Bühnenbild von Johannes Leiacker von Stürmen gepeitschte Bäume am Meeresrand vor romantischem Wetterleuchten, das obligate Gezerre der Matrosen an Schiffstauen und ähnliches. Das alles hat bei Konwitschny aber immer auch einen parodistischen Nebenton. Es dauert denn auch nicht lange, bis er die großdimensionale romantische Ästhetik des ersten Bildes mit seiner immer wieder zu erlebenden Betonung des menschlichen Mikrokosmos konterkariert. Der Holländer erscheint ebenso gelangweilt vom ewigen Umherirren auf dem Meer wie Konwitschny von der Beharrlichkeit eines vermeintlich „werktreuen“ Inszenierungsstils. Der plötzlich ins Bild tretende „gepriesne Engel Gottes“, das „weiße sanfte Mädchen“ Heinrich Heines aus seinen „Memoiren des Herren von Schnabelewopski“, ist der erste Hinweis, dass diesmal alles anders kommen wird - und eben menschlicher. Fortan wird die weiße Blume, welche der Engel ihm für die Habana gibt, die er gelangweilt raucht, zur Metapher für das liebende Weib, das diesem Manne fehlt. Dagegen wird selbst der opulente und grotesk zur Schau gestellte Goldschatz des Holländer-Schiffes unbedeutend („Was frommt der Schatz?“). Der alte Fahrsmann ahnt nun eine wirkliche Chance, auch wenn er es nicht sofort glaubt, diese Blume lässt er aber nicht mehr los. Spannend zitiert Konwitschny immer wieder Vergangenheit und konfrontiert sie krass mit der Gegenwart, agiert also parallel auf diversen Zeitebenen, um individuelle Befindlichkeiten besser herauszuarbeiten. Er lässt den Holländer und seine Mannschaft aus der berühmten „Nachtwache“ von Rembrandt van Rijn mit schwarzen Roben und breitkrepfigen Hüten heraustreten (Kostüme Johannes Leiacker) und ihn im 2. Akt in die profane Ästhetik eines Fitnessstudios eintreten. Es gibt wohl kaum einen kunstfreieren Raum als ein Fitnessstudio. Hier wird optisch vordergründiger Körperlichkeit gefrönt, mit einem bisweilen an Unnatürlichkeit grenzenden Schönheitswahn - vielleicht ebenso unnatürlich wie das Phänomen des *Fliegenden Holländers*, das aber umso vieles mehr an menschlichen und metaphysischen Dimensionen umfasst. So zeigt der Regisseur gerade im Fitnessstudio den totalen *Clash* dieser beiden Welten und Konzepte: Senta stellt das wertvolle Ölgemälde des „armen Mannes“ liebevoll neben Poster braungebrannter Beachboys, Werbeplakate des bekannten Urlaubs-Charterers mit dem Smilee und Ikonenhaft aufgereichte Aludosen eines namhaften Salzburger Energydrink-Unternehmers. Erik in Saunamantel und Wellness-Sandalen zerschmettert es brachial über einem Heimtrainer! Daraufhin wirft sie ihn hinaus. Diese Frau weiß, was sie will, nämlich raus aus diesem Milieu, und führt es so zielstrebig durch, dass sie sogar in ein wohl schon seit einigen Jahrhunderten benutztes Hochzeitskleid steigt, das ihr der Holländer überzieht. Es wird für sie zum optischen Ausdruck ihrer Ablehnung einer banalen und inhaltsleeren Welt. Dem Psychologen Konwitschny gelingt es also, selbst aus einem Hochzeitskleid noch eine Metapher für Selbständigkeit zu machen. Einfühlsamer als sonst inszeniert er auch den *Holländer*-Chor im 3. Akt, der erst nach unerträglichen Demütigungen durch die Norweger seine Gastpflicht vergisst und die Norweger vertreibt, um sich dann gleich wieder mit ihrem Kapitän unbewirtet am Tisch niederzulassen. All dies sind Momente, die der Wagnerkenner Konwitschny klug ausformuliert, auch wenn sie auf den ersten Blick nicht immer einsichtig erscheinen. Das ist bei ihm allerdings der kongeniale, und natürlich unromantische Schluss dieser romantischen Oper: Als der Holländer Senta die Flucht aus diesem Milieu endgültig verwehrt, sprengt sie sich und die ganze Gesellschaft mit einem Benzinfass lachend in die Luft. Auf der

Hinterbühne klingt nur noch leise die Schlussmusik mit dem Erlösungsmotiv aus dem Off, bedauerlicherweise von einem unsensiblen Teil des Publikums zerklatscht. Senta hat zumindest sich erlöst, aber auch der Mythos des Holländers hat seine Kraft verloren, ja ist verblasst, verklungen. Die Akteure stellen sich im Dunkeln zum Schlussapplaus auf, sie können frei von solchen Albträumern und Zwängen weiter leben...

Der große Robert Hale, über mehr als zwei Jahrzehnte gefeierter Wotan und um die 400 Mal Holländer, zeigte selbst mit seinen über 70 Jahren immer noch die Qualitäten eines einstmals hervorragenden Bassbaritons und stand zum ersten Mal in Graz auf der Bühne. Die Höhen der Partie erreicht er beeindruckend und besticht in seiner Phrasierung sowie im psychologischen Spiel mit Daland und Senta. Eine kleine Sensation war die junge Christiane Libor als Senta mit ihrem Debut an der Grazer Oper. Mit jugendlich dramatischem Sopran schmettert sie die schwierigen Höhen der Ballade und des Schlusses scheinbar mühelos und ist auch darstellerisch ein starker Gegenpol zu ihrem betagten Partner. Bernd Hofmann, ebenfalls in Graz debutierend, singt einen geschmeidigen, eher hellen Daland bei guter Diktion, der das Geschäftstüchtige der Figur glaubhaft und pragmatisch hervorkehrt. Leider kann Edward Randall als Erik mit seinem Debut in Graz nicht ganz überzeugen, zu angestrengt klingt sein Höhenregister. Auch Marlin Miller als Steuermann und Fran Lubahn als Mary werden den Anforderungen an ihre Rollen nicht gerecht. Irina Mocnik mimt den Engel grazil und fantasiereich. Gut von Matthias Köhler disponiert zeigen sich Chor und Extrachor der Grazer Oper, verstärkt durch die Chorherren des Slowakischen Philharmonischen Chores und der Oper Bratislava, in der Einstudierung von Katarina Löfflerova.

Der Grazer Chefdirigent Johannes Fritsch wählt besonders zügige Tempi für die Ouvertüre, was die Musiker des Grazer Philharmonischen Orchesters aber als Aufforderung zu besonders lautem Vortrag verstanden haben müssen. Zu breit und undifferenziert klangen die Tutti. Aber im Verlauf des Abends beruhigte sich die Situation, und man fand zu einer feineren musikalischen Zeichnung der Stimmungen auf der Bühne. Dennoch kann das Orchester in dieser Form noch nicht an die großen Wagner-Abende unter Wolfgang Bozic anschließen, der in den 80er Jahren an der Mur den Pöppelreiter-*Ring* dirigierte. Es ist zu hoffen, dass Graz zu seiner großen Wagnertradition auch musikalisch bald zurückfindet. Riesenapplaus für Peter Konwitschny (das war in Graz auch mal anders...), Christiane Libor und Robert Hale.

Klaus Billand, Der Neue Merker, Wien (www.der-neue-merker.at)